

Die vier Stammgäste an der Theke schauen nur kurz über die Schulter, als Ben und seine Mutter an diesem Nachmittag die Kneipe „Zum Anker“ betreten. Die beiden gehen gleich durch zu Julia Monro, die gerade im Nebenraum ein paar Tische zusammenschiebt. Der 15 Jahre alte Ben kommt regelmäßig hierher. Ausgerechnet hier, in der Kleinstadt Weißenthurm bei Koblenz, versammeln sich die „Transkids“. Um 17.10 Uhr sind endlich alle da. Sonst ist Bens Mutter um diese Zeit noch auf der Arbeit im Autohaus. Nun sitzt sie mit zwei anderen Müttern, einem Vater und acht Jugendlichen am Tisch. Nebenan läuft „Er gehört zu mir“ von Marianne Rosenberg. Die Leiterin der Gruppe, Julia Monro von der Bundesvereinigung Trans*, steht noch einmal auf, um die Tür zu schließen.

Die Vorstellungsrunde beginnt. Ben kommt direkt zur Sache: „Ich bin 15 Jahre alt, ich habe im September die erste Indikation bekommen, bald geht es los mit der Hormonbehandlung; ansonsten habe ich eigentlich nicht viele Hobbys.“ So ist er meistens, sachlich und klar. Es ist keine zwei Jahre her, da hieß Ben noch Annabell. Doch das ist Geschichte. Und diese Geschichte soll hier erzählt werden.

Der nächste ist an der Reihe. Als er sagt, „bin auf Testosteron“, gehen die Daumen hoch. Für die meisten ist die Hormonbehandlung das ersehnte Ziel. Eine Mutter fragt, ob seine Stimme tiefer geworden sei. „Auf jeden Fall“, findet ein Dritter. „Ach“, sagt der Junge, „vielleicht ist es auch wegen der Erkältung, aber danke.“

Nur etwa einer von hundert teilt die Eigenschaft, die diese Gruppe zusammenführt: „Mein Körper ist ja biologisch gesehen weiblich“, sagt Ben. Die Gesellschaft scheint noch nach den richtigen Worten zu suchen, um auszudrücken, was Ben beschreibt: Transsexualität, Transidentität, Transgender, Trans*.

In Einrichtungen wie dem Johanniter-Zentrum für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Neuwied melden sich seit einigen Jahren immer mehr junge Menschen, die so fühlen wie Ben, sagt Chefärztin Brigitte Pollitt. Vielleicht drängt das Thema auch deshalb auf die Agenda der Bundespolitik. Das 1981 erlassene Transsexuellengesetz ist in die Jahre gekommen und durch mehrere Urteile des Bundesverfassungsgerichtes zu einzelnen Vorschriften in Frage gestellt worden. Die Regierung verspricht, bald einen Gesetzentwurf vorzulegen – darauf wartet nicht nur Ben.

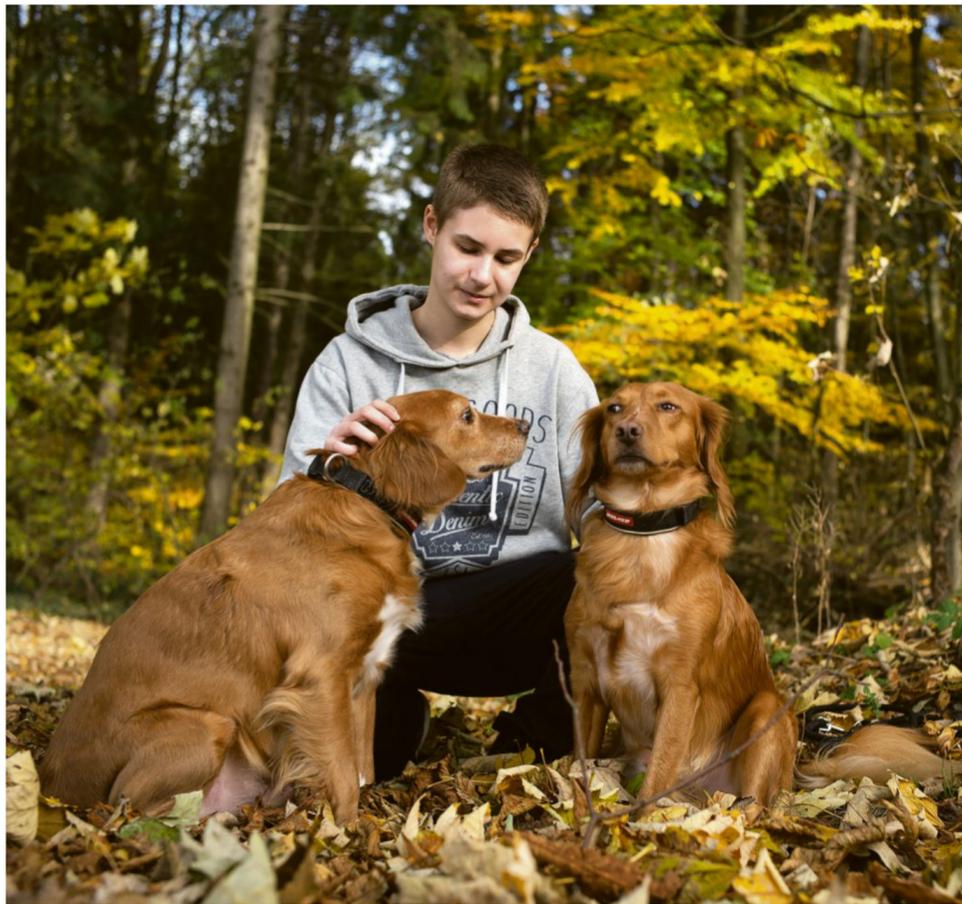
Lange hatte Ben keine Ahnung, dass es überhaupt möglich ist, „das Geschlecht zu wechseln“. Mit 13 Jahren erfuhr er erstmals davon. Eine Woche nach dem ersten Freundes lernte er eine transidente Frau kennen. Ben saß neben ihr auf der Rückbank eines blauen Opel Corsa. Die junge Frau hatte eine tiefere Stimme und einen leichten Bartwuchs. Er fragte nach. „Das nennt sich Transsexualität“, erklärte sie. Ben erzählte, dass er depressiv sei und sich selbst verletze. „Woher kommt dein Selbsthass?“, fragte die junge Frau. „Ich weiß auch nicht, ich kann mich einfach nicht leiden.“ Im Gespräch drängte sich ihm die Frage auf, ob er nicht vielleicht selbst transident sei. Die Verwirrung war groß. Vielleicht ja nur eine Phase.

Vier Wochen später, zu Hause in Rheinland-Pfalz, traf Ben sich mit einer Freundin zum Filmabend. „Weißt du, was Transsexualität ist?“ Sie wusste es. Also fasste er sich ein Herz und teilte ihr einen Entschluss mit. Sie antwortete: „Okay, dann bist du ab jetzt für mich Ben.“

In der Nacht zum Freitag hat der Bundestag ein Gesetz beschlossen, demzufolge vom 1. Januar 2019 an in Geburtsurkunden neben „weiblich“ und „männlich“ auch „divers“ angekreuzt werden kann. Mit der Reform hat die Bundesregierung eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes umgesetzt. Die dritte Option hilft vor allem einem Teil der Menschen, die intersexuell sind. Ben hilft das Gesetz nicht, denn er versteht sich als männlich.

„Ich bin jetzt ein Er“

Wie Ben entdeckte, dass er eigentlich ein Junge ist / Von Tobias Schrörs



Für die Seele: Ben mit seinen Hunden im Westerwald

Foto Frank Röth

Für ihn regelt das Transsexuellengesetz (TSG), welche Schritte man machen muss, um die Geschlechtsangabe beim Standesamt zu ändern. Eine tatsächliche Umwandlung des biologischen Geschlechts mittels Hormonbehandlung und durch operative Eingriffe ist dazu nicht erforderlich. Allerdings muss ein Gutachter die Geschlechtsidentitätsstörung attestieren. Nach einem Beschluss des Bundesrates von Juni 2017 soll das TSG reformiert werden. Die rheinland-pfälzische Regierung hatte darauf gedrängt. Es wird gefordert, die Begutachtungspflicht vor einer Personenstandsänderung für transidente Menschen abzuschaffen und durch ein Verwaltungsverfahren zu ersetzen. Bislang hat sich wenig bewegt. Nach einer Kleinen Anfrage der Grünen teilte die Bundesregierung im September 2018 mit, man wolle bald einen Gesetzentwurf vorlegen, um gleiche Verfahren für Inter- und Transsexuelle zu schaffen.

Bis zu dem Tag, an dem Ben der transidenten Frau begegnete, wusste er von alledem nichts. Nach der Begegnung sprach er mit Freunden über die Veränderung in seinem Leben. Es ging ihm schlecht, er verletzte sich absichtlich. Der Psychotherapeut Andreas Vidal von der Spezialambulanz für Transidentität des Johanniter-Zentrums für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Neuwied erklärt, warum: „Die Anspannung und Unsicherheit darüber, was werden wird, war so hoch, dass er die Emotionen nicht anders ausdrücken konnte.“ Während seiner Krise im Herbst 2016 überwiegt ihn die Hausärztin an eine psychiatrische Tagesklinik in Altenkirchen.

Als Ben sich später bei seiner Mutter outete, war das ein Schock für sie. „Was hast du verkehrt gemacht?“, fragte sie sich. Vidal hört diese Frage oft: „Es gibt aber kein Gen oder einen Erziehungsfehler. Wir gehen davon aus, dass es viele Faktoren sind, die dazu führen.“ Dem Frankfurter Endokrinologen Klaus Hartmann zufolge diskutieren Mediziner unter anderem hormonelle Ursachen in der Schwangerschaft der Mutter. Schon in der Kindheit gab es bei Ben erste Anzeichen. Im Alter von sieben Jahren hat er sich einmal die Haare kurz geschneit. Da lebten seine Eltern schon getrennt; seinen Vater sieht er seit seiner Kindheit alle vier Wochen. Spielte er mit den Nachbarkindern Vater-Mutter-Kind, sei er immer Vater oder Sohn gewesen. Ein anderes Kind fragte einmal: „Willst du denn lieber ein Junge sein?“

Erst in der Tagesklinik in Altenkirchen konnte er diese Frage positiv beantworten. Die Fahrt im blauen Opel Corsa war da drei Monate her. Nicht nur für die Mutter war es eine furchtbare Zeit. Während der Zeit in der Tagesklinik besuchte Ben morgens jeweils für zwei Stunden die Schule. An einem Januartag trat sein Lehrer in Abwesenheit von Ben vor die Klasse und sagte den Mitschülern, morgen komme nicht mehr Annabell, sondern eben Ben in den Unterricht. Abgesehen von ein paar Sprüchen nahm die Klasse das gut auf. Immer wieder erklärte Ben geduldig: „Ich heiße jetzt Ben und bin jetzt ein Er.“

Nach den Monaten in der Tagesklinik begann die „Alltagserprobung“ (Vidal) erst so richtig. Eine Psychologin, die Ben auch

heute noch alle drei Wochen trifft, unterstützt ihn dabei. Erst nachdem Menschen eine Zeitlang in der anderen Rolle gelebt haben, kann die Diagnose „Geschlechtsidentitätsstörung“ gestellt werden, die Voraussetzung für eine Hormontherapie ist. Ein Jahr später stellte Ben sich in der

Spezialambulanz für Transidentität vor. Schon nach vier Gesprächsterminen konnte Vidal die Diagnose stellen: „Geschlechtsidentitätsstörung“. Bei anderen brauche er auch mal zwölf Termine, um Klarheit zu bekommen, berichtet er. „Bei Ben kann man die Diagnose sehr klar stellen, weil er alle Kriterien erfüllt.“ Nach der Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation für medizinische Diagnosen (ICD) sind dies: der dauerhafte Wunsch, als Angehöriger des anderen Geschlechts zu leben, sowie der Wunsch nach hormoneller oder chirurgischer Angleichung und eine transsexuelle Identität von mindestens zwei Jahren Dauer. Zudem darf die Transidentität nicht Ausdruck einer anderen psychischen Erkrankung sein.

Vidal sagt, relevant sei der innere Leidensdruck. So ekelten sich manche beim Duschen davor, den eigenen Körper anzufassen. Vor allem wenn ein geborenes Mädchen mit dem Brustwachstum konfrontiert werde oder mit der Monatsblutung, steige der Leidensdruck. Der Druck könne sich derart steigern, dass Jugendliche sagen, sie wollten lieber gar nicht leben, als in ihrem Geburtsgeschlecht. „Auch Ben hat das so formuliert.“ Seit sich Ben geoutet hat, ist er zufriedener. „Er hat erlebt, dass die emotionale Anspannung weniger wird, wenn er leben kann, was er eigentlich fühlt“, sagt Vidal.

Ben sitzt mit seiner Mutter im Wartezimmer des Endokrinologikums in Frankfurt, einem Fachzentrum für Hormontherapien. Er hat die Hände gefaltet und reibt die Daumen aneinander. Warten. Schließlich wird er aufgerufen. Klaus Hartmann macht sich an die Arbeit. Wiegen, Messen, „168 Zentimeter.“ Ben reicht ihm eine Mappe. „Das ist die Indikation von Doktor Vidal aus Neuwied.“ Hartmann stellt ein paar Fragen: „Seit wann hast du das Gefühl gehabt?“ – „Eigentlich immer schon.“ „Welche Klasse?“ – „Zehnte.“ Er fragt auch nach der Periode. Die Untersuchung dauert nicht lange, denn Ben ist gesund. Für Hartmann und für Vidal ist die Geschlechtsidentitätsstörung keine Krankheit, auch wenn sie notwendigerweise in der internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten (ICD) auftauchen muss, damit Ärzte handeln können.

In der Vorlage einer neuen Fassung des ICD soll von 2022 an nicht mehr von einer „Geschlechtsidentitätsstörung“ die Rede sein, sondern von einer „geschlechtlichen Nichtübereinstimmung“. Es sei keine psychische Erkrankung, sagt Hartmann. Vielmehr werde diskutiert, ob die andere geschlechtliche Wahrnehmung zurückzuführen ist auf „eine veränderte Struktur in dem Hirnareal, das für die Geschlechtsidentifikation verantwortlich ist“. Laut ei-

nem Gutachten der Berliner Humboldt-Universität vom November 2016, das eine Arbeitsgruppe der Bundesregierung in Auftrag gegeben hatte, entspricht eine Vorstellung von Transsexualität als psychischer Erkrankung nicht mehr den aktuellen Erkenntnissen der Forschung.

Hartmann gibt die Größen von Bens Eltern in eine Maske ein. „Wir machen jetzt eine elektronische Geschlechtsumwandlung am PC“, sagt er. Eine Kurve erscheint, die Bens voraussichtliches Wachstum zeigt, wenn er Testosteron bekäme. Er könne damit rechnen, etwa 1,70 Meter zu werden. Der Arzt sagt, er wolle nur darauf hinweisen, dass er dann zu den kleineren Männern zählen würde. „Wenn ich Testosteron gebe, gibt es Dinge, die ich nicht rückgängig machen kann.“

Anders ist es bei der pubertätsunterdrückenden Hormontherapie, die im ersten Schritt für Ben ansteht. Sie kann wieder rückgängig gemacht werden. Dabei wird die Geschlechtsaktivität der weiblichen Hormone gestoppt. Mindestens für ein halbes Jahr sollen die Hormone ausgebreitet werden. „Es braucht alles seine Zeit“, sagt Hartmann. Denn in wenigen Ausnahmefällen brechen Patienten die Therapie ab.

Alle 28 Tage bekommt Ben nun beim Hausarzt eine Spritze für die pubertätsunterdrückende Hormonbehandlung. Nach der zweiten Injektion hört meistens auch die Periode auf. Verglichen mit anderen Therapien ist die Behandlung günstig. Etwa 150 Euro fallen im Monat für die gegen geschlechtlichen Hormone an. Die Kosten übernimmt die Krankenkasse. Medizinisch betrachtet, sei die Hormonbehandlung nicht kompliziert, sagt Hartmann. „Psychologisch ist die Sache nicht so einfach.“ Und auch mögliche chirurgische Eingriffe, die nach der pubertätsunterdrückenden und der anschließenden gegenhormonellen Behandlung folgen könnten, seien schwierig. Bei einer geschlechtsangleichenden Operation werden die weiblichen Brustdrüsen entfernt und ein männliches Geschlechtsorgan aufgebaut. Ben möchte das für sich, aber noch ist das Zukunftsmusik.

Auch rechtliche Schritte will Ben unternehmen. „Ich möchte, dass im Pass männlich steht – im besten Fall ohne so einen Haufen Geld ausgeben zu müssen.“ Ihn stört es, dass für eine solche „Personenstandsänderung“ ein 3000-Euro-Gutachten verlangt wird. „Ich finde es ein bisschen unfair, dass man vor Gericht beweisen muss, dass man männlich ist.“ Die Hürden für eine Änderung beim Standesamt seien höher als für eine Operation. „Wenn man einmal einen Adamsapfel hat, dann bleibt der. Was im Pass steht, könnte man eventuell ja auch wieder ändern.“

WISSEN, WORAUF ES ANKOMMT.

Die wichtigen Themen. Kompakt aufbereitet und eingeordnet.

- Die wichtigen Themen aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft und Wissen
- Jeden Freitag neu auf fazwoche.de oder am Kiosk
- Digitale Ausgabe ab 17.00 Uhr am Vorabend verfügbar
- Für Smartphone, Tablet und Browser optimiert
- Download der digitalen Ausgabe in der App F.A.Z. Edition

F.A.Z. WOCHE

JETZT GRATIS TESTEN AUF FAZWOCH.DE

Svenja Schulze bewegt sich genug

Klimakonferenzen können belastend sein: Die wechselwarme Luft in mobilen Leichtbauhallen schlägt auf die Atemwege, der allgegenwärtige Geräuschpegel erschwert die Konzentrationsfähigkeit, Sitzungen bis weit in die Nacht verhindern die notwendige Erholung. Immerhin sorgen Wasserspender für Erfrischung, am Eingang versprechen kistenweise rotwangige Apfel Vitaminzufuhr. Zwischen durch sind weite Wege zu gehen und Treppen zu steigen, von dem einem zum anderen Pavillon, zu immer neuen Abstimmungsrunden. Bundesumweltministerin Svenja Schulze (SPD), die in Kattowitz zum ersten Mal an einer Klimakonferenz teilnimmt, hatte zuerst Sorge, dass sie zu viel sitzen und sich zu wenig bewegen werde. Die hat sie schnell abgelegt und sich stattdessen pragmatisch-praktisch einen Schrittzähler besorgt. Ihre persönliche Erfolgsbilanz von der Klimakonferenz zeigte am Donnerstag: 5,7 Kilometer. (ami.)

Robin Thicke war damals dicht

Robin Thicke und Pharrell Williams müssen den Kindern des verstorbenen Musikers Marvin Gaye fast fünf Millionen Dollar zahlen, weil sie sich für den Titel „Blurred Lines“ bei dessen Klassiker „Got to Give It Up“ bedient haben. Nach einem fast fünf Jahre langen Rechtsstreit um die Urhebererschaft entschied ein kalifornisches Bundesgericht jetzt abermals gegen

PERSÖNLICH

die beiden Sänger. Dicke und Williams hatten einen Berufungsantrag gestellt, nachdem sie schon im Jahr 2015 zur Zahlung von sieben Millionen Dollar verurteilt worden waren. Frankie und Nona Gaye, die Kinder des im Jahr 1984 verstorbenen „Prince of Soul“, hatten kurz nach der Veröffentlichung von „Blurred Lines“ im Frühjahr 2013 Klage gegen Dicke, Williams und den Hip-Hop-Musiker T.I. eingereicht. Während des Prozesses stellte eine Gutachterin fest, dass Rhythmus, Basslinie und Melodie ihres Sommerhits stark an Gayes Stück aus dem Jahr 1977 erinnerten. Wie Thicke später zugab, stand er während der Aufnahme von „Blurred Lines“ unter Drogen und Alkohol. Gemeinsam mit Williams, der das Abschreiben weiterhin bestreitet, muss er auch alle künftigen Einnahmen aus dem Titel mit Gayes Erben teilen. (ceh.)

Taylor Swift scannt das Publikum

Taylor Swift soll ihr Publikum heimlich gefilmt haben, um mögliche Stalker auffindig zu machen. Wie der „Rolling Stone“ berichtet, ließ die Sängerin im Mai bei einem Konzert in Pasadena bei Los Angeles Kameras mit Gesichtsscannern installieren. Swift wird immer wieder von Stalkern verfolgt. Vor einigen Wochen erwarb sie eine einstufige Verfügung gegen Eric Swarbrick, der ihr in Briefen mit Vergewaltigung und Mord drohte. Einige Monate zuvor hatte die Polizei in Beverly Hills vor dem Haus der Sängerin („Shake It Off“) schon einen maskierten Achtunddreißigjährigen verhaftet. In seinem Auto

fanden die Beamten später ein Messer. Laut „Guardian“ monierten Bürgerrechtsverbände derweil die heimlichen Aufnahmen. Da Konzerte in den Vereinigten Staaten als private Veranstaltungen gelten, sei Swifts Einsatz von Gesichtsscannern aber erlaubt. Die 29 Jahre alte Grammy-Preisträgerin, die zu den erfolgreichsten Musikerinnen aller Zeiten zählt, wird angeblich von mehr als 100 Stalkern belästigt. (ceh.)

Tish Cyrus ist nicht so das Vorbild

Tish Cyrus, Mutter und Managerin von Miley Cyrus, scheint nicht das beste Vorbild zu sein. „Sie ist die größte Kifferin, die ich kenne“, sagte ihre Tochter am Donnerstag bei einem Auftritt in der „Tonight Show“. Die Einundfünfzigjährige raucht mit ihrem Ehemann, dem Country-Musiker Billy Ray Cyrus, angeblich regelmäßig Joints. Sie soll zudem überlegen, sich als Cyrus' Managerin zurückzuziehen, um Marihuana anzubauen und zu vertreiben. Vor einigen Tagen hatte die Sängerin („Wrecking Ball“) schon mit dem Geständnis überrascht, nach mehr als einjähriger Abstinenz auf Rat ihrer Mutter wieder Marihuana zu konsumieren. Nach einigen Jahren als brave Hauptdarstellerin der Kinderserie „Hannah Montana“ war Cyrus bei Konzerten immer wieder angeekelt. Sexuell anstößige Choreographien schrieb die Sechszwanzigjährige damals ihrem Hang zu exzessivem Kiffen zu. Im vergangenen Jahr verkündete Cyrus, künftig auf Marihuana zu verzichten. (ceh.)